

Nr. 129. Bromberg, den 9. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kapitel XVIII.

Ein teurer Schlüssel.

Es war drei Uhr früh, als Deane die Tür seines Schlafzimmers im Hotel Universal leise öffnete und den Seitengang hinauf und hinunter sah. Niemand war zu sehen, kein Schritt im nahegelegenen Hauptgang war zu hören. Einige Augenblicke blieb er stehen und horchte aufmerksam. Dann ging er ein paar Schritte nach links und blieb einer Tür gegenüber stehen. Es war Nummer — 27. Es war die Nummer, die er suchte. Er griff in die Tasche und holte die Schlüssel hervor, die er gesammelt hatte. Jeden einzelnen probierte er im Schloß. Umsonst! Nicht einer paßte. Er versuchte leise die Türklinke. Es war kein Zweifel, die Tür war fest zugesperrt. Er sah, daß sein erster Versuch vergeblich gewesen sei und ging in sein Zimmer zurück. Sein Bett war noch unberührt. Er hatte noch nicht einmal den Reiseanzug gewechselt, in dem er aus Rakney gekommen war. Es war ein vergebliches Bemühen, dachte er, das er da versuchte, aber nach seinem Gespräch mit Ruby Sinclair war er sich klar geworden, wie gründlich ihre Nachforschung sein würde, wie überzeugt sie war, daß irgendwo unter den Habseligkeiten des Toten sich das Geheimnis seines Reichtums befand, und so ward er sich bewußt, daß er in größerer Gefahr war, denn je. Zugegeben, daß er in Verdacht der Mitschuld mit Rowan stand, so wäre doch sein finanzieller Ruin vollkommen, wenn das Dokument je in Hände von Leuten kam, die dessen Wert verstanden. Nie war ihm die Situation so klar, so gefährlich erschienen, als in jener Nacht, nachdem ihn das junge Mädchen den Strand entlang heimbegleitet hatte. Als er dahinschritt, als einziges Geräusch das Rauschen des Meeres im Ohr, sah er alles ganz klar. Er sah sich in der Blüte des Lebens plötzlich von der Höhe heruntergestoßen, die er erklommen hatte, heruntergestoßen in die Mitte dieser Millionen armer Kämpfender, die ihren Fuß erst auf die erste Stufe der großen Leiter stellen wollen. Er war zu alt, um wieder zu beginnen. Inmitten derer, die bereits gescheitert waren, war nicht der richtige Platz für ihn. Das könnte er nicht ertragen. Seines Reichtums beraubt sein, seines Namens, seiner Stellung verlustig, auf die er stolz war, die Auflösung der Verlobung zu ertragen, das Scheitern all seiner Ehrgeize — der bloße Gedanke daran war unerträglich. Und in der tiefen Stille der Nacht ward er sich der Gefahr bewußt, in der er schwebte. In drei Tagen würde das Mädchen in London sein. Scotland Yard würde ihr einen seiner Vertrauten mitgeben. Sie würde freien Zutritt zu allen Habseligkeiten des Verstorbenen haben. Sie würde einen Rechtsanwalt mitnehmen. Jedes Stückchen Papier, jeder geringfügige Gegenstand, den der Mann besessen hatte, würde durchsucht werden. Die Little-Anne-Goldmine war weltberühmt, und es war nicht die geringste Aussicht dafür, daß sie ein Dokument, das diesen Namen trug, übersehen würden.

Bevor er seine seltsame Behausung erreicht hatte, faßte er einen Beschluß. Am nächsten Morgen gab er bei dem Mädchen nur einen Brief ab, in dem er ihr mitteilte, wo sie ihn bei ihrer Ankunft in London finden würde, und er reiste früh ab. Es gelang ihm, mit einiger Schlauheit ein Zimmer in nächster Nähe desjenigen, in dem Sinclair ermordet wurde, zu bekommen. Nur eine Nummer trennte ihn von dem Zimmer, wo das Papier, das er begehrte, zu finden war. Sein erster Versuch war mißlungen. Er wußte genau, daß das Zimmer von Polizeileuten auch bei Nacht bewacht war und daß jeder Versuch, es auf normalem Wege zu erreichen, entdeckt werden würde. Vor morgen konnte nichts mehr unternommen werden. Er warf sich auf das Bett und versuchte zu schlafen. Er erwachte beim ersten Morgenstrahl, badete und kleidete sich gemächlich an. Dann läutete er dem Hausdiener. Er war ein unfreundlich aussehender, geschwätziger Bursche. Deane sprach mit ihm einige Zeit und sagte schließlich:

„War es nicht auf diesem Stockwerk, wo kürzlich ein Mord verübt wurde?"

Der Diener sah sich erst um, ehe er antwortete. „Ja, Herr!" sagte er. „Im Zimmer nebenan. Wir dürfen aber nicht darüber sprechen."

Deane nickte. Er beobachtete den Mann und fragte sich, wie weit er sich vorwagen dürfte.

„Ich gehöre der Redaktion einer Zeitung an," sagte Deane langsam, „und meine Leute wünschen sehr, daß ich das Innere des Zimmers untersuche, in welchem der Mord begangen wurde. Ihre Leute unten haben mir entschieden verweigert, etwas Derartiges zu machen. Ich habe dieses Zimmer in der Hoffnung genommen, dennoch hineinzugelangen. Glauben Sie, daß es für mich irgendeine Möglichkeit gibt?"

„Ich glaube nicht, Herr", antwortete der Mann. „Die Tür ist versperrt und der Direktor selbst, Mr. Hartshorn, hat den Schlüssel mitgenommen."

„Gibt es kein Duplikat?" fragte Deane.

„Nicht daß ich wüßte", antwortete der Mann.

„Könnten Sie mir keine Möglichkeit vorschlagen, durch welche ich das Zimmer betreten könnte, wenn ich Ihnen fünfzig Pfund gebe?" fragte Deane gelassen.

Der Mann stutzte. Fünfzig Pfund waren sehr viel Geld. Andererseits konnten ihn die fünfzig Pfund die Stelle kosten. „Ich fürchte, es geht nicht, Herr", sagte er. „Ich weiß von keinem zweiten Schlüssel und darf jedenfalls nicht die Gefahr laufen."

„Fünfzig Pfund sind vielleicht nicht genug", sagte Deane. „Ich bin mit Geldmitteln nicht beschränkt. Wenn Sie sagen, Sie glauben mir den Schlüssel für hundert Pfund verschaffen zu können, würde ich sie gerne bezahlen."

„Es geht leider nicht, Herr", sagte der Mann und drehte sich um, als ob er das Zimmer verlassen wollte.

„Zweihundert Pfund!" sagte Deane.

„Es handelt sich nicht um die Summe, Herr", erklärte der Mann. „Ich darf es nicht tun. Ich würde bestimmt entdeckt und ohne Zeugnis fortgeschickt werden."

„Dann werde ich Sie in meine Dienste nehmen", sagte Deane.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Danke, Herr", sagte er. „Ein gutes Zeugnis gilt mir sehr viel. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber mit dieser Angelegenheit will ich nichts zu tun haben."

Deane rief ihn zurück. „Verstehen wir einander", sagte er und zog etwas aus der Tasche. „Gehen Sie jetzt zum Direktor hinunter, um ihm zu sagen, was ich mit Ihnen gesprochen habe?"

Der Mann zögerte. Deane hielt ihm eine Fünfpfundnote entgegen. „Es liegt für Sie kein Grund vor, es zu tun", sagte Deane, „genau so wie kein Grund vorliegt, weshalb Sie dieses Trinkgeld nicht annehmen sollten."

Der Diener zögerte und nahm schließlich die Fünfpfundnote an, die Deane ihm entgegenhielt.

Deane blieb sitzen und wartete. Es klopfte an der Tür, ein Stubenmädchen trat ein und zog sich sofort bestürzt zurück. Deane betrachtete sie neugierig. Etwas in ihrer Erscheinung kam ihm bekannt vor. Er stand auf und läutete. Einen Augenblick später erschien ein Kellner. Er sprach unvollkommen Englisch und hatte einen begierigen Ausdruck in den Augen, der Deane hoffnungslos machte.

„Bringen Sie mir gleich einen Tee", befahl Deane — „aber nichts zum Essen."

Der Kellner brachte es in wenigen Minuten.

„Wünschen der Herr sonst noch etwas?" fragte er, nachdem er die Tasse niedergestellt hatte.

Deane antwortete nicht gleich. „Übrigens", sagte er schließlich, „wurde nicht in einem dieser Zimmer ein Mord begangen?"

„Im danebenliegenden, Herr", antwortete der Mann.

„Ist das immer abgesperrt?" fragte Deane.

„Ja, Herr."

„Das ist schade", bemerkte Deane. „Wissen Sie, wer den Schlüssel hat? Ich würde sehr gerne ein wenig hineinsehen."

Der Kellner schüttelte den Kopf. „Der Schlüssel ist unten in Mr. Hartshorns Bureau, Herr, und wir haben hier kein Duplikat. Die Polizei, die dann kam, wünschte nicht, daß irgend jemand das Zimmer betrete, ehe sie die Habseligkeiten nach Scotland Yard geschafft haben."

„Das wurde mir unten gesagt", bemerkte Deane. „Glauben Sie," fuhr er fort, „daß man sich einen Nachschlüssel verschaffen könnte? Ich möchte sehr gerne das Innere des Zimmers sehen — wenn möglich, es für meine Zeitung photographieren. Ich bin bereit, dafür zu bezahlen." Der Kellner schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß es einen zweiten Schlüssel gibt", sagte er, die Augen auf Deanes rechte Hand gerichtet.

„Vielleicht könnten Sie sich erkundigen", meinte Deane. „Ich möchte, wenn möglich, eine Photographie vom Innern des Zimmers für meine Leute haben. Ich würde es mich ein schönes Stück Geld kosten lassen." Dies machte Eindruck auf den Mann. „Ich werde nachschauen gehen", sagte er langsam.

„Behalten Sie es für sich", befahl Deane. „Ich wünsche nicht, daß es im Hotel bekannt wird."

Der Kellner machte ein Zeichen der Zustimmung und zog sich zurück.

Deane läutete dem Stubenmädchen. Einmal, zweimal, dreimal läutete er, ohne Antwort zu erhalten. Dann kam eine Person mittleren Alters schlürfend herein, die ganz außer Atem war. Deane gab ihr einen nebensächlichen Auftrag.

„Übrigens," fragte er, „sind Sie das Stubenmädchen, das dieses Zimmer bedient?"

„Nein!" antwortete sie zögernd. „Das Stubenmädchen ist unten beim Frühstück."

Deane nickte. „Wollen Sie ihr bitte sagen, sie möchte gleich hereinkommen, wenn sie wieder oben ist. Ich habe wegen Wäsche mit ihr zu sprechen", fügte er hinzu.

Die Frau verschwand. Deane war wieder allein. Er packte einige Bücher aus und machte sich's in einem Lehnstuhl behaglich. Er konnte nicht einmal in das Rauchzimmer hinuntergehen — Mr. Stirling Deane, das war allgemein bekannt, war nach Schottland gefahren. Mr. B. Stocks, der den Abend zuvor im Hotel angekommen war und dieses Zimmer genommen, war jemand, der besondere Gründe hatte zu wünschen, daß er nicht einmal im Bereiche des Hotels gesehen wird. Deane schickte sich an zu lesen — eine etwas schwere Aufgabe. Nachdem er einige Zigaretten geraucht hatte, klopfte es leise an der Tür und der Kellner erschien wieder.

„Ich habe einen Schlüssel im Dienerzimmer gefunden, der, denke ich, Nr. 27 aufsperren wird."

Deane nickte. „Sehr gut," sagte er, „geben Sie ihn mir zur Benutzung für heute nacht und Sie sollen zwanzig Pfund bekommen."

Der Mann befeuchtete seine Lippen mit der Zunge. Zwanzig Pfund war eine herrliche Summe! Aber —!

„Es ist viel Wagnis dabei, Herr," sagte der Mann langsam, „und ich muß mit dem Nachtportier teilen, der mir gesagt hat, wo dieser Schlüssel zu finden ist."

„Gut", antwortete Deane, „ich werde jedem von euch zwanzig Pfund geben —"

Der Mann überreichte ihm wortlos den Schlüssel, und Deane zählte ihm acht Fünfpfundnoten vor.

„Wenn ich Sie wäre, Herr," sagte er, „und allein im Zimmer sein will, ohne gesehen zu werden, würde ich den Schlüssel morgen früh zwischen vier und fünf Uhr benutzen. Zu dieser Zeit sind alle außer Dienst bis auf den Nachtportier."

Deane nickte zustimmend. „Übrigens," sagte er, „wissen Sie etwas über das Stubenmädchen in diesem Stockwerk — ich meine die junge, schlanke?"

Der Kellner schüttelte den Kopf. „Sie ist eben erst eingetreten."

„Wissen Sie ihren Namen?" fragte Deane.

Der Mann lächelte. „Es ist immer der gleiche", antwortete er, „— Mary."

„Darf sie auf Nr. 27 gehen?" fragte Deane. „Kann sie nicht dort sein um aufzuräumen oder etwas dergleichen?"

Der Mann schüttelte nochmals den Kopf. „Niemand darf das Zimmer betreten", sagte er. „Niemand war darin, bis auf die Advokaten und Detektive."

Deane entließ den Mann und setzte sich nochmals zu seiner Lektüre. Es fiel ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln. Der Schlüssel lag auf dem Stuhl neben ihm. Er mußte sich beherrschen, um nicht gleich den Gang hinunterzuschleichen und mit dem Suchen zu beginnen.

Kapitel XIX

Auf der Suche

Deane erinnerte sich nachträglich haargenau an jeden Schritt, den er mit seinen nur mit Strümpfen bekleideten Füßen im trüb erleuchteten Gang gemacht hatte. Nur eine elektrische Birne brannte. Wenige Sekunden vorher hatte er Big Ben vier Uhr schlagen hören. Seit zwei Stunden saß er in seinem Zimmer und wartete. Die Zeit schien stille zu stehen. In diesen zwei Stunden hatte er sich, aller seiner Besitztümer beraubt, entehrt und verlassen gesehen. Er sah sich mit Lady Olive verheiratet, reicher denn je, als erfolgreichen Politiker, auf den die Augen der Welt gerichtet waren. Er hatte abwechselnd Hoffnung und Angst empfunden. Alles, was er brauchte, war dieses Dokument!

Wenn er es in Flammen aufgehen sehen oder in hundert Stücke zerreißen könnte, dann wußte er, daß es nichts auf der Welt gab, das seinen Aufstieg hemmen konnte.

Endlich vier Uhr! Er sprang auf. Einen Augenblick blieb er vor der Türe seines Zimmers, die er offen gelassen hatte, stehen. Er sah in die Richtung des Hauptkorridors und horchte aufmerksam; kein Laut war zu hören. Der Mann, der den Nachtdienst hatte, war nirgends zu sehen. In dem ganzen Hotel regte sich nichts.

Deane atmete tief. Ohne einen Augenblick zu zögern, schlich er bis zur Türe Nummer 27. Nochmals blickte er sich um. Alle Lichter waren ausgelöscht, bis auf eines am Ende des Ganges. Er steckte den Schlüssel ins Loch und drehte ihn. Die Türe sprang weit auf. Deane schloß sie hinter sich zu, drehte das Licht an und blickte mit stürmisch klopfendem Herzen um sich. Endlich war er da! In diesem Zimmer befand sich seine Rettung!

Es war ein ganz gewöhnliches Hotelzimmer. Ein Bett, ein Kleiderschrank, ein Toilettentisch, eine Kommode, ein harter, wenig einladender Diwan und ein Lehnstuhl mit harter Lehne daran. Auf dem Bette lag eine Anzahl tragbarer Gegenstände und am Boden standen zwei leere Handkoffer. Auf dem Toilettentisch mehrere Papiere, die ge-

ordnet waren. Die Toilettengegenstände befanden sich noch auf ihrem Platz. Es war klar ersichtlich, daß die Hände der Behörde hier an der Arbeit gewesen waren.

Deane blickte nur wenige Augenblicke umher. Dann ging er zum Toilettentisch und begann genau unter den Papieren zu suchen, die dort lagen. Er sah jedes einzeln durch — eine Kleiderrechnung, eine Hotelrechnung, ein halbes Dutzend Kontrollzettel von Theater- und Konzertkarten, eine Rechnung für Weine und Zigarren vom Dampfer „Arizona“ auf dem Heimwege von Kapstadt. Da war die Adresse einer Manicure, ein Programm des „Empire“. Bald hatte Deane alles durchgesehen. Vom ersten bis zum letzten Stück war kein einziges Dokument von Interesse oder Bedeutung darunter.

Er wandte sich den Anzügen zu, die auf dem Bett ausgebreitet lagen. Er hob einen nach dem andern auf und legte ihn wieder hin, bis er zu dem grauen Anzug kam, den Sinclair an jenem Tage getragen hatte, als er jenen bedeutungsvollen Besuch in der City machte.

Deane hielt den Rock in die Höhe und stieß beinahe einen Freudenschrei aus, als er an einer Stelle im Futter Stiche sah, als ob etwas in die Tasche hineingenäht worden wäre. Er griff mit der Hand hin. Es war eine Öffnung, aber sie war leer! Er versuchte auf der anderen Seite, aber umsonst. Da begann er einzusehen, daß sein Suchen erfolglos war. Sonst gab es nirgends etwas zu suchen. Er schaute auf seine Uhr. Obwohl es ihm schien, als wäre er in dem Zimmer seit Stunden gewesen, hatte er kaum fünf Minuten darin verbracht.

(Fortsetzung folgt.)

Der unromantische Hanns.

Historische Skizze von **H. Göppert.**

Die kleine Glocke des Zisterzienserstifts im Krodotale läutete das Ave. Es war schon dunkel. Der schmale Streifen des Himmels über dem Waldwinkel leuchtete von Sternen wie das Stirnband einer Königin.

Unweit der Pforte des Klosters, an die der Wald dicht heranwuchs, kniete eine Frau. Sie hob ihr schmales, blasses Gesicht den Sternen zu, hielt die Hände vor der Brust gefaltet und betete. Als sie an die Stelle kam „... et dimitte nobis ... debita nostra ... sicut et nos ... dimittimus ...“, da liefen ein paar Tränen über die Wangen der Einsamen. Sie neigte sich, nahm mit jähem Griff ein Bündlein von der Erde, stand auf und ging hinüber zur Klosterpforte.

An dem breiten Türbalken hing ein Strick. Lang und lose. Zogst du daran, dann begann in der Halle eine Schelle zu plärren. An diesen Strick band die Frau das Bündel, hielt es eine Weile noch mit der Linken an die Brust gedrückt, neigte sich tief darüber, bezeichnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ließ es dann sachte hinab.

Zweimal nur schrie die Schelle in der Halle. Einmal laut, einmal leise. Denn da der straffgespannte Strick sie in der Lage hielt, lag der Klöppel still und wehrlos in der Glockenschale.

Der Bruder Pförtner kam. Er hob die Funzel in seiner kräftigen Hand und besah sich die Schelle. Er zog sie ohne Mühe herunter. Aber als er sie losließ, schnellte sie wieder empor. „Bimm!! Bam ...“

Der Bruder Pförtner schob den großmächtigen Riegel beiseite und ging hinaus. Er stand da und betrachtete das Bündel. Eine Weile verharrte er so. Die Sterne über dem Waldwinkel leuchteten wie das Stirnband einer Königin. Erde und Himmel schwiegen.

Aber auf einmal erhob sich ein feines Stimmlein aus dem Bündel und wuchs und ward zornig. Da lächelte der Bruder Pförtner, löste das Bündel vom Schellenstrick und trug's hinein.

*

Als es so weit war, taufte der Kaplan Ernst den Knaben in der Kapelle der Harzburg. Und weil der Bruder Pförtner Johannes das Kind gefunden hatte, aufgehängt am Schellenstricke, so nannten sie es Hanns Henguff.

*

Was mußte wohl aus diesem Kinde werden?

Sie redeten viel davon. Sie hielten es für ein ungutes Zeichen, daß es an einem Stricke gehangen. An einem Stricke! Sie meinten, es müsse, so oder so, ein absonderliches Schicksal haben, da es gewißlich unter absonderlichen Umständen geboren und unter ebensolchen gefunden sei. So redeten sie.

Indessen wuchs der „romantische Knabe“ ganz unromantisch unter dem Gesinde der Harzburg heran. Er balgte sich mit den Hunden, er hütete die Schweine, er stahl Vogeleier wie ein Marder und trug schwer an seinem Namen. Denn als so gar keine Wunder geschahen um ihn her, da fingen die andern Buben an, den Henguff zu foppen. Und weil der sich nicht duckte und fortlief, gab es Dresche nach Noten.

So gingen die Jahre hin. Aus dem Knaben wurde ein Mann. Eines Tages zog er fort in die Welt. Er nahm weiter nichts mit als den Schellenstrick, den er vom Bruder Pförtner erbettelt hatte. Und das Gesinde in Burg und Vorwerk steckte die Köpfe zusammen. „Jetzt kriegt's ihn! An einem Stricke hat er gehangen, an einem Stricke wird er hängen. Tja.“ —

*

Es war der 10. Mai, des heiligen Antonius Tag, anno domini 1631.

Die Laufgräben Magdeburgs waren angefüllt mit Tillys Soldaten. Sie warteten bloß auf die sechs Kanonenschüsse, mit denen der Sturm auf die Stadt beginnen sollte.

Drinnen hatten sie des Tilly Trompeter zurückgehalten und ihn weidlich traktieret. Sie wollten die Verhandlungen hinzögern, zween Tage oder drei, denn Gustavus Adolphus mußte nahe sein. Aber das wußte natürlich Tilly auch. Ja er wußte es besser als alle andern.

Und dann begann der Sturm auf unseres Herrgotts Kanzlei.

Hanns Henguff hatte wacker gefochten. Erst am Ufer zwischen und in den Fischerhäusern. Dann am Markte. Und unter dem entsetzlichen Gelärme der Sturmglocken, unter dem wilden Musketenfeuer und dem Geheul der Kroaten konnte er manches Stücklein erbeuten. Aber sein Schicksal wollte es, daß er, nachdem der Capo seinen Soldaten die Stadt geschenkt hatte für drei Tage, in einem großmächtigen Hause am Markte eine schwere Truhe fand und darinnen in linnenen Säcklein 30 000 Dukaten.

30 000 Dukaten!

Da fuhr der Satan in ihn hinein. Er schleppte die Kiste auf den Marktplatz, den das Feuer der brennenden Stadt blutrot färbte, und viel Kriegsvolk sammelte sich um ihn. Er trank aus allen Flaschen und prahlte schrecklich.

Auf einmal waren da einige unter den vielen, die dort saßen und soffen, die hockten sich zu Hänselein vor die Truhe und begannen, auf deren Deckel zu würfeln. Sie würfelten durch viele Stunden und tranken dazu. Und als Hanns Henguff in die Gosse rollte, da waren seine 30 000 Dukaten futsch.

*

Johann Tserclaes Graf von Tilly saß auf einer Trommel vor seinem Prunkzelt, das er sich am linken Elbufer südlich der brennenden Stadt hatte aufbauen lassen. Vor ihm stand schlotternd der romantische Hanns aus dem Waldwinkel.

Der zweiundsiebenzigjährige General, dem seine Soldaten Unbesieglichkeit und Unverwundbarkeit nachrühmten, hatte die linke Hand auf den Schenkel gestützt, die rechte auf eine Münze gelegt, die das Bildnis der Madonna trug und auf seiner seidenen Feldbinde ruhte. Tilly sah Hanns Henguff schweigend und finster an.

Endlich, nach einer langen Weile, öffnete er die schmalen Lippen und fragte: „Bist du der Hundsfott, von dem sie sagen, daß er 30 000 Dukaten auf einem Ansitz verspielt hat?“

Hanns Henguff nickte.

Der General zog die weißen Brauen drohend zusammen und sagte ganz langsam, als wiege er jedes Wort: „Du hättest mit diesem Gelde dein Lebtag wie ein Herr hausen können. Da du dir aber selbst nicht zu nutzen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nutzen sollst.“

Er stand plötzlich auf. Trat auf Armeslänge an den Zitternden heran. Winkte mit der Hand. Kurz. Herrisch. „Hängt ihn!"

Und sie . . .

In diesem allerletzten Augenblick raffte sich Hanns Henguff auf, bändigte das Beben seiner Glieder, zog den Schellenstrick herfür und rief: „So lasset den Profossen diesen Strick nehmen, an dem ich schon einmal hing. Wir sind aneinander gewöhnt, wir beide."

Diese ungebührliche Rede rettete ihm das Leben.

Der alte General, die güldene Münze mit dem Bilde der Madonna sachte streichelnd, hörte die Geschichte jener Herbstnacht im Waldwinkel unter der Harzburg und ließ Hanns Henguff laufen.

*

Es erfüllte sich nicht, was die lieben Leute daheim vorausgesagt hatten. Hanns Henguff ging heil durch den großen Krieg. Und als er die Jahre hatte, an die 80, da legte er sich auf den Rücken, wie andere auch, kämpfte einen kurzen Kampf und starb.

Ganz . . . aber auch ganz unromantisch.

Ihr Parfüm.

Skizze von Richard Euringer.

Sartorow hieß er, Jutta sie.

Er hatte sie malträtiert, hatte vergessen, wer sie war, ihre Mutter mit Erwartungen gefoltert, in einer Selbstverständlichkeit sie mit Beschlag belegt, die verpflichtet.

Ihn verpflichtete sie nicht. Monatelang empfing sie keine Nachricht, kein Lebenszeichen seiner wilden Weltfahrt; aber tauchte er dann auf, so forderte er Freundschaft, Liebe.

Ihn belasteten die Jahre — beste Mannesjahre eines Situierten — nicht. Sie versäumte ihre Zeit. Zeichen überspannter Nerven drängten auf Entscheidung.

Er entzog sich ihr. Liebschaften, Abenteuer, Arbeit schob er zwischen sich und sie. (Aus Ärger, weil sie ihn enttäuschte?) Sie wich nicht aus der Bahn ihrer wohlgesetzten Grenzen.

Sie litt um ihn. Ihr Mund blieb stumm.

Er ließ sie warten. Jahrelang.

Da gab sie ihn auf. Das Band zerriß. Vielleicht schämte er sich auch. Das letzte, was er — durch die Zeitung — von ihr hörte, den Tod der Mutter, übersah er, da er nicht Floskeln schreiben mochte, wo nur die Tat Teilnahme bezeugte.

Und nun, um Jahre später, stieß ein Herbsttag sie aufeinander, ein sonniger Oktobertag kurz vorm großen Sudel. Als er aus der Stadtbahn sprang, den hellen Filzhut hinterm Ohr, die Zeitung in der Manteltasche, stand sie mittägig im Sonnenschein, straff, selbstbewußt und in Gedanken.

Er streifte die Erscheinung mit einem Junggesellenblick: So müßte Jutta heute aussehen, wenn sie ganz Weib, ganz Dame, ganz gnädige Frau geworden wäre.

Da gab es ihm den Ruck. „Wie? . . . Jutta! . . . Wirklich?!"

Allerdings.

„Nun sag mir nur, was machst du in Berlin?"

Oh, mancherlei. Sie ließ ihn zappeln. Er dürfe mit ihr zurückfahren, jetzt gleich wieder, mit der Stadtbahn, ihren Gatten kennen lernen.

„Gatten?" Sartorow wurde rot. Er habe ja gar keine Ahnung gehabt, daß sie sich verheiratet. Seit wann denn schon?

„Bald nicht mehr wahr." Sie amüsierte sich königlich ob seiner plötzlichen Zerstreutheit.

Er fuhr mit zurück. Auge in Auge im Abteil staunte er, wie weltläufig, wie frei und wie gepflegt sie auftrat. Ganz Dame, Weib und modischer Geschmack. Fast schüchtern folgte er ihr ins Hotel, wo der Pförtner meldete, der Herr Direktor habe noch nicht angerufen.

Nicht schlimm.

Sie sagte zu Sartorow, sie habe warten ja gelernt.

Er dankte für den Hieb.

Als das dauernde Lauern nach der Drehtür sie ermüdet hatte, ließ sie auftragen, wählte den Wein, setzte den . . . Jugendfreund . . . zur Rechten.

Er kam sich linkisch vor neben der erblühten Frau, die über einen Besitz an Mitteln, Zeit und Glück verfügen mußte, wie er ihn selbst nie hätte bieten können. Erregt durch den Gedanken, daß sie, die er drangsaliert und doch nicht besessen hatte, nun durch einen anderen Weib sei, schwieg er unter ihrem Lächeln, das Großmut verhieß und doch kühl darauf bestand, den nicht ganz soliden Freund ihrem Manne vorzustellen. Dem Mann von Wort, der Wort gehalten.

Peinlich rückte er an Tellern, Gläsern und Besteck in der Unbehaglichkeit seiner Dummejungen-Rolle. Als wünsche er dies dritte Gedeck, das ihn störe, weg zu wischen. Fluchtversuchen begegnete sie mit dem Appell an Ritterpflicht.

Auch brauche er sich nicht einer Rolle zu befleißigen; ihr Gatte sei im Bild. Nett ermunterte sie ihn zum Geständnis seiner neusten Liebschaften, seiner Flirts und Abenteuer, von Dingen, die sie seinerzeit empört!

Nun, seine Zeit war um. Sie ließ es ihn ein wenig fühlen. Mit dem Recht der wissenden Frau gestand sie ihm nun auch das Recht zu, sich zu verzetteln.

Sartorow biß sich auf die Lippe . Begriff er, was er eingetauscht? Aufbegehrende Begierde, sie in seinen Arm zu reißen, strafte sich Lügen, als sie sich erhob, mit ihm zu tanzen; seine Sinnlichkeit wagte den Kontakt nicht mehr.

Nicht das bißchen Mosel, nicht die diskrete Violinmusik: ihr Parfüm erregte ihn, als sie, vertraulicher, zu Zigarette und Kaffee in die Dämmerung der Klubsessel versanken.

Warum hatte er sie nicht zum Weibe gemacht! Warum nicht zur Frau! Nun stimulierte ihre Wäsche, ihre Haut, ihr Weibtum unzeitige Wünsche nach verbotener Frucht!

Es blieb ihm nichts mehr, als sich schlecht zu machen vor ihr, als den Verlassenen, Heimatlosen. Sie wies das ab. Er hätte sie ja haben können; er wußte, wie sie zu ihm stand, dem Einzigen und Erstgeliebten. Wie sie gewartet, sich gehärmt. Sie hieß ihn schweigen.

Nein, er fing erst an. Nun, da es zu spät war, fand er das Wort, nein, tausend Worte, Liebesworte, Koseworte, Worte, die ihr malen sollten, wie er sie gehalten, wie er sie getragen hätte auf diesen seinen Händen, wenn . . . ja wenn . . .!

Sie schüttelte den Kopf. Nicht Jutta locke ihn; ihn reize nur die Frau, die fremde Frau des anderen Mannes. Des Nächsten Weib.

Das verbat er sich denn doch.

„Wetten?" sagte sie, zog den Ehering vom Finger und erklärte sich für frei. Herrin ihres Eigentums, Herrin ihrer freien Wahl. „Allerdings nicht mehr sehr lange", fügte sie fein lächelnd an, „wenn dir deine Werbung ernst ist."

„Mir? Wieso denn mir? Dein Mann . . .?"

„Er hat mich lange warten lassen und kommt nun doch zu guter Letzt noch." Reizend bot sie ihm den Arm.

Sprachlos starrte er sie an. Der Weiber Wege sind wunderbar.

Sartorow sah sich verlobt. Er durfte sie gleich nach dem Westen begleiten und die neuen Toiletten — diesmal noch nicht — finanzieren.

Lustige Rundschau

* **Berechtigte Frage.** „O, die Karten liegen günstig. Großes Glück wird Ihnen sehr bald widerfahren, Glück in der Gestalt eines herrlichen blonden jungen Weibes."

„Sehr schön, aber wie verhält sich meine Frau dazu?"

*

* **Die tüchtige Hausfrau.** Anna: „Man sieht doch gleich, was eine tüchtige Frau vermag. Seit deiner Heirat mit meinem Bruder Fritz sieht man ihn nie mehr mit einem abgerissenen Knopf." — Hanna: „Ja, das war auch das erste, das ich ihm beibrachte, sich seine Knöpfe anzunähen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg